In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 198. **Posen, den 30. August 1928.** **2. Jahrg.**

Richter Maxell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.

17. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Was willst du nun tun?" Timothy war entschlossen, daß dieser Mann etwas nicht tun dürfe, nämlich den Seelenfrieden, nicht Sir Johns und seiner Frau, sondern von einer angebeteten Dame zu stören, deren Schlafzimmer über dem Rasenplatz lag.

„Was ich tun will?" erwiderte Cartwright. „Nun, ich werde hingehen und meinen Anteil am Gewinn holen. Und er kann froh sein, wenn dies alles ist, was er verliert. Eine der Minen wurde im vergangenen Jahr an ein Syndikat verkauft — ich habe diese Nachricht im Gefängnis erhalten. Er hat nicht viel dafür bekommen, weil er es sehr eilig hatte, zu verkaufen — wahrscheinlich sind im vergangenen Jahr seine anderen Investierungen schief gegangen — aber ich will meinen Anteil haben."

Timothy nickte. „Dann wäre es am besten, wenn du Sir John morgens besuchst. Ich werde dafür sorgen, daß er dich empfängt."

„Morgens!" sagte der andere verächtlich. „Angenommen, du kannst die Sache arrangieren, was würde dann geschehen? Wenn ich hingehen würde, so wären schon ein paar Polizisten da, um mich aufzugreifen. Ich kenne meinen John! Nein, ich werde ihn heute nacht besuchen."

„Das wirst du nicht tun!"

„Nanu, was hat denn das mit dir zu tun?"

„Eine ganze Menge. Ich möchte nur feststellen, daß du heute nacht nicht hingehen wirst."

Cartwright strich entschlußlos über sein borstiges Kinn.

„Na gut," meinte er dann in einem milderen Ton, „meinetwegen verabrede ein Zusammentreffen für morgen früh."

„Wo schläfst du heute nacht?" fragte Timothy, „hast du denn Geld?"

Er hatte ein wenig Geld und wollte im Hause eines Mannes schlafen, den er in besseren Zeiten gekannt hatte. Timothy begleitete ihn durch das Fenster auf die Straße und ging noch ein Stück Weges mit ihm.

„Wenn meine Spekulation gelungen wäre, so würdest auch du deinen Nutzen davon gehabt haben, Anderson," meinte der Mann plötzlich und unterbrach damit ein anderes Thema, über das sie gerade gesprochen hatten.

Sie trennten sich, und Timothy sah ihm nach, bis er ihn aus den Augen verlor, dann drehte er sich um und ging in die entgegengesetzte Richtung, um seinen selbstgewählten Wachtposten zu beziehen.

XIII.

Es lag eine elektrische Spannung in der Luft, und Mary Maxell fühlte dies, als sie mit Sir John und seiner Frau beim Abendessen saß. Maxell war ungewöhnlich schweigsam, und seine Frau erstaunlicherweise gleichfalls. Sie war sehr nervös und fuhr förmlich in die Höhe, wenn man sie anredete. Die alte Unfreundlichkeit, die sonst aus jedem ihrer Worte und Gebärden sprach, ihre Bereitschaft, immer beleidigt zu sein und etwas Abfälliges in der unschuldigsten Bemerkung zu finden, überhaupt ihre Streitsucht — alles war verschwunden; sie war fast sanft, wenn sie auf die Fragen ihres Mannes antwortete.

„Ich habe Einkäufe gemacht, und dann habe ich Lust bekommen, ein Mädchen zu besuchen, das ich vor langer Zeit einmal kannte. Sie lebte auf dem Lande, und ich war so sehr nervös und niedergeschlagen heute morgen, daß ich dachte, eine Autofahrt würde mir gut tun."

„Warum hast du denn nicht unseren Wagen genommen?" fragte der andere.

„Ich habe mich erst im letzten Moment entschlossen, hinauszufahren, und da bin ich die eine Strecke mit der Bahn gefahren."

Sir John billigte es:

„Ich freue mich, wenn du in die frische Luft kommst. Das wird dir gut tun. Das Land hier ist zwar nicht so schön wie Honolulu, aber es hat auch seine Reize."

Es war sehr selten, daß der Richter sarkastisch wurde, es war aber noch weit seltener, daß Lady Maxell seinen Sarkasmus ohne Entgegnung hinnahm. Zu Marys Verwunderung erwiderte sie nichts. Nur ein schwaches Lächeln kräuselte eine Sekunde lang ihre schmalen Lippen.

„Glaubst du, daß das gestern abend ein Einbrecher war?" fragte sie plötzlich.

„Gott bewahre! Einbrecher schießen doch nicht auf das Haus, in das sie einbrechen wollen."

„Hältst du es aber nicht für gefährlich, das ganze Geld im Hause zu haben?"

„Das ist ganz sicher. Das braucht dich nicht zu beunruhigen."

Weiter wurde über diese Sache nichts gesprochen, und Sir John ging nunmehr in sein Arbeitszimmer hinauf. Lady Maxell ging nicht ins Wohnzimmer sondern zog einen Stuhl an den Kamin des Eßzimmers und fing an zu lesen. Das Mädchen folgte ihrem Beispiel. Dann stand die Aeltere auf, verließ das Zimmer und blieb eine Viertelstunde fort, ehe sie zurückkehrte.

„Mary," bat sie so sanft, daß das Mädchen fast erschrak, „mir ist etwas sehr Unangenehmes passiert — ich habe den Schlüssel zu meinem Kleiderschrank verloren. Du hast dir doch neulich einen von Sir Johns Doppelschlüsseln geliehen — wo hast du denn das Bund hingelegt?"

John Maxell war ein pedantischer und systematischer Mann. Er hatte einen Doppelsatz von allen Schlüsseln, die im Hause vorhanden waren, und dieses Bund lag gewöhnlich in einem kleinen, eingemauerten Safe seines Schlafzimmers. Er hatte niemals gewollt, daß seine Frau dieses Behältnis erfahre, aber sie vermutete mit Bestimmtheit, daß dieses Geheimnis, das ihr verweigert wurde, dem Mädchen mitgeteilt worden war.

Mary zögerte.

„Meinen Sie nicht, wenn Sie Onkel darum bitten würden —"

„Meine Liebe," lächelte die Lady, „wenn ich jetzt zu ihm ginge, so würde er mir die Unachtsamkeit nie verzeihen. Wenn Du weißt, wo die Schlüssel liegen, sei ein Engel und hole sie für mich."

Das Mädchen stand auf, und Lady Maxell folgte ihr nach oben. Ihr eigenes Zimmer lag neben dem ihres Mannes und war mit diesem durch eine Tür verbunden, aber die Tür war stets von Maxells Seite aus zugeschlossen. Bald trat das Mädchen zu ihr ins Zimmer.

„Hier sind sie. Bitte lassen Sie sie mich gleich wieder zurücklegen. Ich bin ganz bedrückt, daß ich sie ohne seine Erlaubnis fortgenommen habe."

„Und ich sage um Gotteswillen nichts davon," sagte Lady Maxell und probierte die Schlüssel.

Endlich fand sie den, den sie brauchte, aber es dauerte ziemlich lange. Sie schloß ihren Schrank auf, und das Mädchen nahm das große Schlüsselbund mit so sichtlicher Erleichterung wieder entgegen, daß Lady Maxell lachen mußte. Es war alles leichter gegangen, als sie gedacht hatte. Wenn sie sich nicht irrte, mußte der Schlüssel, den sie vom Bund losgemacht hatte, während sie an ihrem Schloß herumprobierte, der sein, der ihr das Gewünschte verschaffen konnte.

Es war nicht die Gewohnheit Sir Johns, sein Arbeitszimmer zu verlassen, um nach dem Essen den Damen Gesellschaft zu leisten, aber heute abend machte er eine Ausnahme. Er fand seine Frau und sein Mündel mit Lesen beschäftigt. Lady Maxell sah auf, als ihr Mann hereinkam.

„Das ist hier eine merkwürdige Erzählung, John. Wahrscheinlich ist sie amerikanisch. Sie handelt von einer Frau, die ihren Mann bestohlen hat, und die Polizei weigert sich, sie zu verhaften."

„Dabei ist nichts Merkwürdiges," erwiderte der Jurist, „gesetzlich kann weder die Frau den Mann, noch der Mann die Frau bestehlen."

„Auf diese Weise bist du also zu meinem Gut auf Honolulu gekommen und hast meine Perlen gestohlen!" rief sie neckend. „Und ich konnte dich nicht verhaften lassen!"

Sie lachten beide. Er hatte sie noch nie so liebenswürdig gesehen, und zum ersten Male an diesem Tage — es war ein anstrengender und kritischer Tag gewesen — wurde er von bösen Ahnungen gequält. Sie dagegen, die daran dachte, was sie tagsüber ausgerichtet hatte, etwa an die ausgezeichneten Bedingungen, die sie mit dem Kapitän des „Lord Lawrence" vereinbart hatte, der bei nächstem Tagesanbruch von Southampton nach Cadiz abfahren sollte — sie hegte überhaupt keine Befürchtungen, besonders nicht, wenn sie an einen Schlüssel dachte, der unter ihrem Kopfkissen lag. Sie hatte zwischen zwei Dampfern wählen können — dem „Lord Lawrence" und der „Saffi", aber die Reise der „Saffi" ging sehr weit und im Bestimmungshafen hätten ihr leicht Unannehmlichkeiten entstehen können.

Sir John und Mary zogen sich um elf Uhr zurück. Es war schon Mitternacht vorbei, als Sadie Maxell die Tür ihres Mannes klappen hörte, und erst eine halbe Stunde später schloß sie aus dem Knipsen des Schalters, daß das Licht ausgelöscht worden war. Ihr Mann schlief meistens schnell ein, aber sie gab noch eine halbe Stunde zu, ehe sie die Türe ihres Schlafzimmers öffnete und in den nachtdunklen Gang hinaustappte. Sie ging geräuschlos auf das Arbeitszimmer zu und es war ihre einzige Angst, daß der Richter beim Verlassen desselben die Tür verschlossen hätte. Diese Angst war indessen unbegründet, die Tür gab sofort nach. Sadie war vollständig angezogen und trug einen kleinen Coupékoffer in der Hand, der nur die allernötigsten Reiseutensilien enthielt. Sie ließ ihre elektrische Taschenlampe aufflammen, ging auf den Safe zu und öffnete ihn ohne Schwierigkeiten. Ihr Atem ging schwer und das Herz schlug mit solcher Heftigkeit, daß sie glaubte, man müsse es im ganzen Hause hören. Der Umschlag mit dem Geld lag zuunterst. In wenigen Sekunden schüttete sie seinen Inhalt in ihren Coupékoffer.

Da auf einmal blieb ihr das Herz stehen . . .

Es war nur ein ganz schwaches Krachen, das sie vernahm, und es kam aus der Ecke des Zimmers, in der sich die Türe, die zur Geheimtreppe führte, befand. Sie sah einen schwachen, grauen Lichtschein durchschimmern — die Treppe war mit Glas gedeckt und ließ genug Licht durch, so daß sie sehen konnte, wie die Tür langsam geöffnet wurde. Sie mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht laut aufzuschreien. Zu fliehen oder Sir John zu wecken, war unmöglich, daher öffnete sie ihre Reisetasche wieder und tastete mit zitternden Fingern nach dem kleinen Revolver, den sie aus ihrer Schublade mitgenommen hatte. Jetzt fühlte sie sich sicherer, hatte aber doch nicht den Mut, das Licht anzudrehen.

Sie sah die Silhouette einer Männergestalt in der Oeffnung, dann wurde die Tür geschlossen und vor lauter Angst bekam sie auf einmal Mut.

Sie ließ das Licht voll auf sein Gesicht fallen. Die Totenstille wurde durch ein erschrecktes Flüstern unterbrochen:

„Um Gotteswillen! Benson!"

„Wer ist da?" flüsterte er und riß ihr die Laterne aus der Hand.

Er betrachtete sie lang und neugierig.

„Ich habe wohl erwartet, daß Maxell fast meinen ganzen Besitz an sich gerissen hat, aber das hätte ich doch nicht geglaubt, daß er mir auch meine Frau nehmen würde!"

„Jetzt wollen wir doch mal sehen, was hier los ist," dröhnte in diesem Augenblick die laute Stimme John Maxells Cartwright fast in die Ohren, so dicht stand er neben ihm. Auf einmal war das Zimmer hell erleuchtet.

XIV.

Der freiwillige Wachposten fand, daß die Zeit sehr langsam verstrich. Es schlug erst zwölf, dann ein Uhr von einem fernen Kirchturm, aber kein mitternächtlicher Mörder ließ sich sehen, und das Haus, das ernst und ruhig im Lichte des abnehmenden Mondes stand, ärgerte und reizte ihn. Von der Landstraße aus, auf der er geräuschlos hin und her ging — er hatte vorsichtshalber Schuhe mit Gummisohlen angezogen — konnte er verstohlen Marys Fenster beobachten, und einmal glaubte er sie herausgucken zu sehen.

Er machte es sich nun zur Pflicht, zweimal in der Stunde ganz um das Haus herumzugehen, und auf einem dieser Rundgänge hörte er einen Laut, der ihn anhalten ließ. Es klang, als ob zwei flache Bretter scharf gegeneinander geschlagen würden.

„Klipp — Klapp."

Er blieb stehen und horchte, aber nun hörte er nichts mehr. Dann kehrte er zur Front des Hauses zurück und wartete. Es verging wieder eine halbe Stunde, dann kam auf der anderen Seite der Straße ein Schutzmann vorbei. Als er den jungen Mann erblickte, kam er herüber, und Timothy erkannte einen Kunden aus seiner Drogerie-Zeit. Mit Ausflüchten oder geheimnisvollen Andeutungen war da nichts zu machen, und daher erzählte Timothy dem Polizisten offen den Grund seines Hierseins.

„Ich habe von der gestrigen Schießerei gehört," sagte der Mann, „und der Inspektor wollte einen unserer Leute hier Dienst tun lassen, aber Sir John mochte nichts davon hören."

Er warf einen berufsmäßigen Blick auf das Haus und deutete auf die oberen Fenster, die dunkel dalagen.

„Das Haus liegt im tiefen Schlaf — da brauchen Sie sich nicht zu sorgen, außerdem wird es in zwei Stunden hell, und ein Einbrecher braucht diese Zeit, um nach Hause zu kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein fideler Hamburger Kaufmann.

Lustige Anekdoten aus der Biedermeierzeit.

Zweierlei Tuch.

In der Hamburger Stadtbibliothek gibt es ein dickleibiges Buch, betitelt: „Vetter Kirchhoff, wie er leibte, lebte, liebte und sich lustig machte.“ Dieser Vetter Kirchhoff war ein dicker Hamburger Leinenmakler, mit Eulenspiegeleien vollgepfropft.

Er war ein großer Feind des Bürgermilitärs, da ihm bei seiner Korpulenz das Exerzieren außerordentlich schwer fiel. Nun war es üblich, daß die Bürgerwehr im Sommer zu ihren Uebungen in weißen Hosen erschien. Nur Kirchhoff kam mit der größten Harmlosigkeit weiter in blauen Tuchbeinkleidern. Der Hauptmann verbot ihm das. Kirchhoff meldete sich daraufhin krank bis zum Winter. Dann kam er befehlsgemäß in weißen Hosen zum Bürgerwehrexerzieren. Diesmal schritt der Major ein und verbot ihm aufs strengste, weiße Hosen zu tragen. Bei der nächsten Uebung trat Kirchhoff zur ungeheuren Heiterkeit seiner Kameraden mit einer Hose an, deren eines Bein von blauem Tuch war, während das andere aus schneeweißem Schirting bestand. Seinen Vorgesetzten erklärte er mit der größten Ruhe, er glaube jetzt einen Ausweg gefunden zu haben, um zu gleicher Zeit seinen Hauptmann, der weiße Hosen verlange, wie auch seinen verehrten Major zufriedenzustellen, nach dessen Befehl er blaue Beinkleider tragen solle.

Feuerlärm.

Als Kirchhoff, der bis zu seinem 1848 erfolgten Tode Junggeselle blieb, einmal spät nachts in sehr heiterer Stimmung den Heimweg angetreten hatte, bat er einen Nachtwächter, ihm für einen Augenblick sein Horn zu leihen.

Der Nachtwächter antwortete: „Nee, Herr Kirchhoff, dat dörf ick nich!“

Als ihm Kirchhoff für diese kleine Gefälligkeit aber einen preußischen Taler gab, ließ er sich doch erweichen. Und nun stürmte Kirchhoff mit dem Horn davon, blies wie toll hinein und rief nach jedem Hornstoß: „Füer, Füer!“

Und der Nachtwächter rannte spornstreichs hinter ihm her mit dem Ruf: „Is nich wahr! Is nich wahr!“

Zerstreuung.

Einer der Bekannten Kirchhoffs wollte ein großes Maskenfest geben. Da es in Hamburg immer ein bißchen lange dauert, bis die Leute bei solchen Gelegenheiten warm werden, kam er auf den guten Gedanken, Kirchhoff einzuladen und ihn zu bitten, daß er ein bißchen zur Zerstreuung der Gäste beitrage.

„Dat mok ick!“ sagte Kirchhoff, hilfsbereit wie immer.

Am Abend erschien er als schneeweißer, fideler Zuckerbäcker mit einer ungeheuren Tüte, aus der er freigebig mächtige und sehr appetitlich anzuschauende Bonbons an die Gesellschaft verteilte.

Was bei der Appetitlichkeit der Bonbons gar nicht auffiel, war das: sie besaßen alle einen hauchfeinen Beigeschmack, der etwas an Rizinusöl oder dergleichen erinnerte.

Nach einer Stunde war die Gesellschaft auftragsgemäß zerstreut.

Droschkenparade.

Die Frau Bürgermeisterin, die Kirchhoff wegen seiner losen Streiche nicht ausstehen konnte, gab einmal ein großes Fest, zu dem die „Honoratioren“ von ganz Hamburg, aber nicht Kirchhoff eingeladen wurden. Da griff Kirchhoff tief in seinen Beutel und mietete — es war an einem überaus regnerischen Tage — für den Abend sämtliche in Hamburg aufzutreibenden Droschken und sonstigen Lohnfuhrwerke.

Während nun der größte Teil der Geladenen zu Fuß bei strömendem Regen schimpfend zur festlichen Stätte eilte, fuhr Kirchhoff an der Spitze eines langen Zuges von leeren Droschken einige Male im Triumph an der Wohnung des Bürgermeisters vorüber und weidete sich an den langen Gesichtern der eiligen Geladenen.

Nachtgeschirr für einen Peer.

Einmal kam eine Gesellschaft vornehmer Engländer nach Hamburg. Der geschäftstüchtige hohe Senat war darauf bedacht, ihnen die besten Quartiere zu geben, und so kam einer von den Engländern in das Haus Kirchhoffs, das als prächtig eingerichtet bekannt war. Dieser Engländer, Lord William Horace Swinsbury, war, worauf der hohe Senat seinen Quartierwirt noch besonders hinweisen ließ, der „größte Peer of England and Scotland“.

„Jan!“ sagte Kirchhoff darauf zu seinem Hausmeister, „dat is de größte Pihr vun England. De Nachtpott genügt för dem nich. Lat em man glicks ne grote Waschbalj unnert Bett stelln!“

Schreck.

Der Wirt des „Scheewen Stäbels“, einer einstmals sehr bekannten vornehmen Schenke Hamburgs, hatte sich in jüngeren Jahren die Stürme aller fünf Ozeane um die Nase wehen lassen und behauptete daher oft, nichts auf der Welt könne ihm noch Schreck einjagen.

Bei diesem Wirt bestellte Kirchhoff einst ein Diner zu zwölf Personen unter der Bedingung, den Tisch so prächtig wie möglich zu decken. So erstrahlte denn die mit schneeweißem Damast gedeckte Tafel im Schmucke prunkvollen Silbergeräts, glitzernden Kristallgeschirres und feinsten Porzellans.

Zur verabredeten Zeit erschien Kirchhoff an der Spitze der sämtlichen Kaminkehrer Hamburgs, elf an der Zahl, die alle im rußigen Kehrhabit waren, und setzte sich mit ihnen an den festlichen Tisch.

Da stürzte der Wirt herbei und fragte Kirchhoff, wie er ihm denn einen solchen Schreck einjagen und die schwarzen Kerle an seinen kostbaren Damastgedecken Platz nehmen lassen könne.

„Ja,“ antwortete Kirchhoff trocken, „Schreck sollte es ja sein!“

List und Tücke.

Ein Fuhrmann, dem Kirchhoff einst einen Streich gespielt hatte, beschloß, sich zu rächen. Er mußte mit seinem Fuhrwerk täglich mehrere mal an Kirchoffs Wohnung vorbei und fing jedesmal ein tolles Peitschenknallen an, so oft er Kirchhoffs Haus passierte.

Einige Tage hörte der Dicke sich das ruhig an. Dann überlegte er, wie der rachsüchtige Fuhrmann zu überlisten sei.

Er schickte sein Faktotum Jan hinaus und ließ dem Fuhrmann sagen: „Knalle nur tüchtig zu; der Herr Kirchhoff hört lustiges Peitschenknallen für sein Leben gern. Du wirst jeden Morgen, wenn du zum ersten mal vorbeifährst, dort in der Mauernische ein tüchtiges Gläschen Schnaps vorfinden, das Herr Kirchhoff dir spendiert, vorausgesetzt, daß du am Tage vorher recht brav geknallt hast.“

Der Fuhrmann wollte dem dicken Leinenmakler ja eigentlich alles andere eher als einen Gefallen tun, aber das tüchtige Gläschen Schnaps sagte ihm so sehr zu, daß er jetzt jeden Tag doppelt so laut und doppelt so lange knallte als bisher.

Das ging so ein Dutzend Tage fort.

Da fehlte eines Morgens das Schnäpschen in der Mauernische.

Der Fuhrmann dachte: der Jan hat es vergessen, und knallte lustig drauf los.

Als das Gläschen Schnaps aber auch am zweiten und dritten Tage fehlte, sah er sich arglistig um seine Belohnung gebracht, schalt Kirchhoff einen Geizkragen und knallte von nun an in der Nähe von Kirchhoffs Haus keinen Schlag mehr.

H. Zastrow.

In Hamburg gab es zu Kirchhoffs Zeiten einen Senator Zastrow, Chef der nicht unbedeutenden Handelsfirma H. Zastrow. Dieser Senator war sehr eingebildet und kein Freund der Musen.

Eines Tages kam Kirchhoff zu ihm und meinte, die Firma Zastrow habe wohl dem Hamburger Stadttheater eine reiche Stiftung gemacht.

„Wieso?“ fragte erstaunt der Senator, der sich keiner Beziehungen zum Stadttheater bewußt war.

„Ja,“ meinte Kirchhoff, in der „Zauberflöte“ sängen sie doch jetzt immer: „Es lebe H. Zastrow! H. Zastrow soll leben!“

Dem Senator kam dieses Gerücht sehr unwahrscheinlich vor; es schmeichelte aber seiner nicht geringen Eitelkeit, und so beschloß er, sich den Lobgesang einmal selber anzuhören.

Bei der nächsten Aufführung der „Zauberflöte“ erschien er also in einer Loge und wartete gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Als nun im ersten Akt im herrlichsten Triumphe Sarastro erschien und der ganze Chor begeistert sang:

„Es lebe Sarastro! Sarastro soll leben!
Er ist es, dem wir uns mit Freuden ergeben!
Stets mög' er des Lebens als Weiser sich freun;
Er ist unser Abgott, dem alle sich weih'n!“

— da war der in Dingen der Oper gänzlich unbewanderte Herr Senator durchaus der Meinung, daß alles auf der Bühne singe:

„Es lebe H. Zastrow! H. Zastrow soll leben!“

Und als höflicher Mann stand er auf, verneigte sich gegen die Bühne und sagte laut und herzlich:

„Ich danke Ihnen, meine Herrschaften!“

„Im Gegenteil . . .“

Von Valle Rosenkranz.

Er war ein netter junger Mann, aber er hatte kein Geld. Sie sah auch gut aus, war aber gleichfalls arm. Sie konnten sich gut leiden, und wenn sie zusammenkamen, sprachen sie davon.

Das taten sie oft.

„Alfred,“ sagte sie, „ich kann dich sehr gut leiden, aber du hast kein Geld. Du mußt nach Amerika fahren und sehn, daß du zu Geld kommst. Du weißt, ich werde krank bei dem Gedanken an Armut. Wir können uns unmöglich verheiraten, so lange du kein Geld hast.“

Das konnte er sehr gut verstehen und reiste nach Amerika.

Damals war das eine ziemlich einfache Sache, heute ist es schon schwieriger.

Sie versprach, auf ihn zu warten, bis er das Geld verdient habe, und er versprach seinerseits, das Geld zu verdienen.

Nach einiger Zeit kehrte er zurück, ohne es ihr mitzuteilen. Zufällig sah sie seinen Namen in der Zeitung stehn, aufgeführt in der Gastliste eines vornehmen Hotels.

Da sie treulich seiner geharrt hatte, machte sie sich auf den Weg ins Hotel.

Sie begegnete ihm bereits in der Halle, und er war offenbar erfreut, sie zu sehen, denn er sagte freundlich „Guten Tag".

„Alfred hast du nun das Geld in Amerika verdient, du weißt das Geld, von dem wir gesprochen hatten?"

„Im Gegenteil," antwortete er. Da drüben sitzt das Geld noch viel weniger locker als bei uns. Ich habe alles versucht: Kellner, Gefangenenwärter, Flaschenspüler, aber es ging nicht."

„Das ist ja entsetzlich," seufzte sie schwer enttäuscht. „Nun bist du wohl sehr traurig darüber."

„Im Gegenteil, ich bin glücklich!"

Das könnte sie gar nicht verstehen.

„Glücklich," sagte sie. „Wie kannst du denn glücklich sein, du bist doch arm."

„Im Gegenteil, ich bin sehr reich."

„Reich? — — Du hast kein Geld verdient, und dann sagst du daß du reich bist — bist du denn närrisch geworden in dem verrückten Land?"

„Im Gegenteil, ich bin klug geworden!"

„Du?" fragte sie, und sah ihn zweifelnd an.

„Ja — als es nicht auf die eine Art ging, versuchte ich es auf die andere, schließlich wurde ich bei einem Milliardär als Chauffeur angestellt, und die Folge davon war, daß ich eines schönen Tages mit dessen Tochter davonfuhr."

„Hast du dich mit ihr verlobt?"

„Im Gegenteil — wir haben uns verheiratet. Sie ist jetzt meine Frau."

„Schuft," zischte sie mit einem höhnischen Lächeln. „Du, der immer damit geprahlt hat, ein Idealist zu sein, du hast also deine Frau um des Geldes willen genommen."

„Im Gegenteil," erwiderte er mit freundlichem Gesicht. Ich nahm das Geld meiner Frau um ihretwillen. Sie wurde nämlich auch krank bei dem Gedanken an Armut."

Da kam seine Frau die Treppen hinunter in die Halle. Gott — sie war schön wie ein Engel von Rafael. Jetzt denkt der Leser vielleicht, daß Nr. 1 milde gestimmt wurde und begriff . . .

Im Gegenteil — sie wurde bitterböse — und — ging . . .

(Aut. Uebersetzung aus dem Dänischen.)

Aus aller Welt.

Tschikki — Tschikki. Ein köstliches Wort der abessinischen Sprache, dessen wütende Zischlaute tonmalerisch seinen Sinn deuten. Uebersetzen läßt es sich nicht recht. Es ist das, was der böse Nachbar tut, damit der Beste nicht in Frieden leben kann. Es heißt Streit anfangen, aus der Mücke einen Elefanten machen. Die Höhenlage Abessiniens ist nicht gut für die Nerven und bei den Einwohnern zeitigt sie eben dieses „Tschikki — Tschikki". Die Gesetze Abessiniens sind ungeschrieben. Es entscheiden die Ueberlieferung und das alttestamentarische Bibelwort „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Das gibt Veranlassung zu immer neuen salomonischen Urteilssprüchen, die von den fahrenden Kaufleuten wie Anekdoten von Kral zu Kral getragen und lebhaft disputiert werden. Von diesen seltsamen Rechtsverhältnissen erzählt das „Illustrierte Blatt" Frankfurt a. M. in seiner neuesten Nummer (Nr. 35). Aus dem weiteren Inhalt des Heftes wird ein Aufsatz über „Erfüllte astrologische Prophezeiungen" besonderes Interesse finden. Unter den Bilderartikeln verdienen die Arbeiten über Bergsport, über die Beisetzung von Stephan Raditsch, sowie über den Stapellauf der beiden Riesendampfer „Europa" und „Bremen" besonderes Interesse. Die bevorstehende Unterzeichnung des Kellogg-Paktes gibt Veranlassung, sich früherer welthistorischer Kongresse zu erinnern. Das Heft, das übrigens auch das Ergebnis des letzten Preisausschreibens enthält, ist von Anfang der Woche an für zwanzig Pfennige zu haben.

Zum Kopfzerbrechen.

Geheimschrift.

1 2 3 — 4 5 6 7 8 3 9 10 11 12 13 10 5 13 6
11 7 3 11 — 1 3 12 — 11 3 6 3 11 — 1 3 6
13 12 14 15 3 11 — 9 2 3 12 3 11 5 6 4 13 12
14 15 2 4 4 12 — „16 3 17 17 3 5 2 11"

(Die Lösung vorstehender Zahlenschrift offenbart uns eine mit allgemeiner Anteilnahme verfolgte Begebenheit.)

Schlüssel:

9 6 11 1 5 10 6 4	Turnübung
16 18 17 4	Haargeflecht
8 3 2 5 14 15 3 11	Frühlingsblume
10 6 7 6 12 13	Monat . . es.

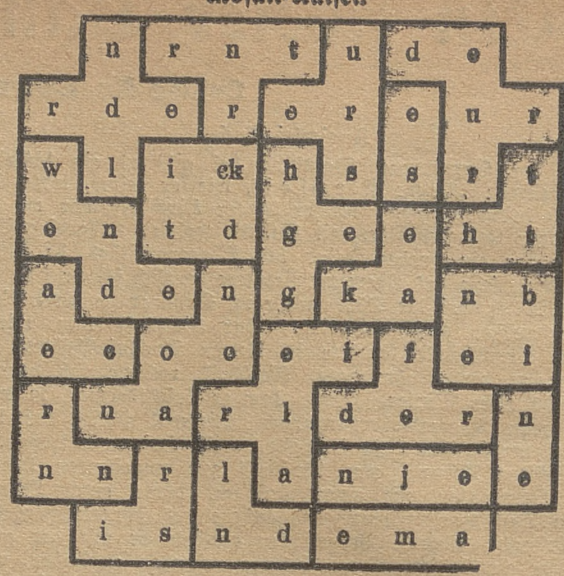
Inhaltsreich.

Schwenkung Efendi Gefreiter
Automobil Romanze Spätsommer
Schnadahüpfel Luftdruck
Tantieme Treibjagd

Jedem der Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, welche, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben.

K. Pl.

Mosaik-Rätsel.



Werden diese 21 Teile im Rahmen der Figur entsprechend umgeordnet, so ergeben die wagerecht durchlaufenden Buchstabenreihen ein Zitat aus Goethes „Faust".

Bei richtiger Lösung erhält man aus den umgestellten Teilen ein symmetrisches Bild.

K. Pl.

Rösselsprung.

		zu	wei-		
	nicht	ist	bes-	daß	
als	fern	rin-	auch	ter	nem
le	ser	du	ei-	gen	mit
der	dich	kräf-	bes-	dich	brin-
ne	nicht	wird	sell-	ihm	wer
	ge-	dei-	selbst	gen	

Schnell erfüllter Wunsch.

Wer mich hegt, hat nicht genug,
Möcht' gern etwas haben;
Streicht man mir ein Zeichen fort,
Wir sogleich er's haben.
(Betonst du richtig, was er hat,
Wird es eine deutsche Stadt.)

M. Pl.

Scherzrätsel.

Mit t ein Fall, mit ch ein Fleiß;
Mit e ein Spaß, mit me ein Leid.

*

Auflösung Nr. 34.

Silbenrätsel: 1. Isonzo. 2. Matrose. 3. Bazillus. 4. Orient 5. Rheumatismus. 6. Nicolai. 7. Dieffenbach. 8. Eduard. 9. Sonnenblume. 10. Limburger. 11. Isaak. 12. Edelfrau. 13. Diarium. 14. Eiffelturm. 15. Scharade. 16. Landauer. — Im Born des Liedes löst sich der Kummer." Horaz (an Phyllis).

Kreuzworträtsel: Senkrecht: 1. Schwur. 2. Adria. 3. Der. 4. Email. 5. Binse. 6. Aga. 7. Genius. 8. Ozean. 10. Union. 15. Adria. 17. Idaho. 18. Hat. 19. Ida. 20. Not. 21. ego. 25. Spott. 26. Bison. 27. Stahl. 28. Mille. 29. Baron. 30. Blatt. 31. Duero. 34. Lit. 36. Ate. — Wagr.: 1. Stade. 5. Bagno. 11. Werra. 12. Naive. 13. Ilias. 14. Aal. 16. Eis. 19. Inn. 22. Madrid. 23. Orange. 24. Ast. 27. Sam. 29. Bob. 32. Ilona. 33. Stall. 35. Raabe. 38. Nolte. 39. Netto. — Sprichwort: Dem Mutigen hilft Gott.

Füllrätsel: 1. Engerling. 2. Menagerie. 3. Brennerei. 4. Totenkopf. 5. Radrennen. 6. Ameisenei. 7. Sonnabend. 8. Karpathen.

Besuchskartenrätsel: Adalbert von Chamisso (gestorben am 21. 8. 1838.)

Geographisches: Mai, Land; Mailand.